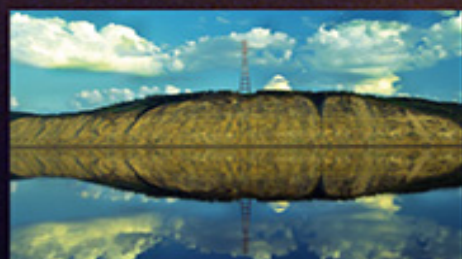


MARKUS MÖLLER

RONALD PROKEIN

LENAREISE

MIT KAJAKS AUF SIBIRIENS MÄCHTIGEM FLUSS



INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort

Gedanken

Das Flüsschen Lena

Der Unfall

Wolja

Nudeln mit Speck

Die Wegweiser

Einsam zu zweit

Mick Jagger

Der Dorfschreck

Der Streit

Eine verpasste Chance

Frühaufsteher

Brot

Kampfmaschinen

Der Freilauf

Besuch

Der Fisch

Wodka

Ust-Kut

Eine gefährliche Runde

Unterwegs mit Wladimir

Das Geschenk

Der Traum

Die Taiga ruft

Quälende Gedanken
Klarer, schmutziger Fluss
Muterei im Kajak
Michails Zweifel
C.C. Catch
Der Laden
Der Tanker
Inseln
Interessante Dinge
Bescherung
Angst
Schräglagee
Schiffen
Ein grausamer Fund
Der Tag danach
Lensk
Das Polizeirevier
Anuschkas Café
Andrej, der Ungeduldige
Vaterstolz und Wodkasorgen
Die Schlägerei
Die Zwangseinladung
Wassilis Reich
Eine lange Nacht
Eine Radiomeldung
Aufbruch
In Soldikel
Ein Gespräch
Das Goldgräberdorf

Die Nacht am Felsen
Holzdächer
Die Jakutenfamilie
Das Horrorboot
Das Lichtermeer
Oljokminsk
Schwimmen in Geld
Ein Ruhetag
Sandbänke
Das Fußballquiz
Rauchwolken
Die Straße und das Unwetter
Das Foto
Touristen
Kolja hinterm Gartenzaun
Der Holzstapel
Zielpunkt Jakutsk
Der Ordshonikidseplatz
Der Franzose
Jakutsker Nachtleben
Der Bankbesuch
Der Hafen
Der Überfall
Das Interview
Wo ist Dmitri?
Adam und Sascha
Raketa
Russisches Roulette
Das Hirschgeweih

An Bord
Nächtliches Gebell
Der Kapitän
Leichtsinn
Der Nasenkneifer
Safar
Der Reiseveranstalter
Zwischenziel
Nikolai
Aleksander, der Nazi
Nikolais Lied
Eine Bitte
Die Versprechen
Der Schiffswecker
Ein Wiedersehen
Die Abschiedsfeier
Die Köchin
Jagd
Aljoschas Belehrung
Ablenkung
Kartoffeln
Eine sibirische Lösung
Der Kamas
Die Fahrt nach Irkutsk
Trampen nach Birjulka
Die Burjatenfamilie
Beim Bürgermeister von Birjulka
Irkutsk
Schnee

Böckchensprünge

Moskau

Der ARD-Mann

Ein Anruf

Ankunft

Danksagung

Statistik

Nachwort

VORWORT

Mich hat das beeindruckt. Zwei Jungs aus Rostock, die sich mit einem schon etwas klapprig wirkenden VW Bus, mit viel Mut und wenig Geld bis zum riesigen sibirischen Fluß Lena durchschlagen; zwei Jungs, die diesen Fluß dann auch noch befahren (nicht mit dem VW Bus) und dann das Ganze wieder zurück; zwei Jungs aus Rostock also, die schließlich in Moskau im ARD-Studio auftauchen und einfach davon erzählen, das hat mich beeindruckt. Was sie erlebt haben, das ist das wirkliche Rußland mit all seinen Höhen und Tiefen, all seinen Schönheiten und jener Melancholie, die den, der sich einmal darin verfängt, nicht mehr losläßt. Das ging mir in acht Jahren Rußland selbst so. Natürlich bis heute. Das ging großen Kollegen wie Gerd Ruge, Fritz Pleitgen und Klaus Bednarz so. Natürlich auch ihnen bis heute. Vielleicht haben wir alle durch unsere vielen Reportagen aus dem großen Rußland ein winziges Stück dazu beitragen können, daß sich zwei junge Abenteurer aus Rostock auf den Weg machen und nun so wundersame Geschichten von ihrer Reise zu erzählen in der Lage sind. Das wäre schön.

Einziges Problem: Ich glaube nicht daran. Ich bin überzeugt, daß sie, so wie sie »gestrickt« sind, das sowieso machen oder gemacht hätten. Mit anderen Worten: Getrieben von Erfahrungshunger und einem gehörigen Schuß Abenteuerlust liefern sie nun einen lesenswerten Bericht aus der russischen Wirklichkeit.

Zugegeben: Es gehört viel Kraft und Mut dazu, solch eine Reise auf diese Weise zu unternehmen. Uns, die wir sie nicht begleiten konnten, versetzt es jetzt wenigstens in die Lage, ihre Erfahrungen nachzulesen.

Ich, der ich nach acht Jahren Rußland derzeit in Berlin lebe und arbeite, freue mich darüber. So kommt ein kleines Stückchen meiner zweiten Heimat selbst bis nach Berlin.

Ich wünsche ihnen, den Leserinnen und Lesern, die gleiche Freude.

Thomas Roth
Chefredakteur ARD Hauptstadtstudio
Berlin, im Mai 2003

GEDANKEN

Diese verfluchte Nacht im November. Ich stehe in der Küche meiner Altbauwohnung. Das scharfe Messer in der Hand macht mir keine Angst. Blut tropft auf den Boden. Ich habe mir in den Unterarm geschnitten, will testen, ob die Klinge scharf genug ist. Es tut nicht weh. Ich habe versucht, mich mit Alkohol zu betäuben, zu viel Alkohol: soviel, bis der letzte Tropfen aus der Flasche durch meinen Hals geronnen war. Bilder tauchen wie Blitzlichter auf. Ich starre die kahle weiße Wand an. Wie lange ist es her, seit mich das Stöhnen aus der Nachbarwohnung aus dem Schlaf geholt hat? Ich will nicht mehr leben. Die Wand wird durchsichtig. Ich sehe Lara, die Frau, die ich für meine große Liebe hielt. Ich sehe Ronald, meinen besten Freund. Ich sehe, was die beiden tun, weil ich es höre ... Ich hämmere mit den Fäusten gegen die Wand, nehme wahr, daß ich schreie. Dann sacke ich zusammen. Müde, betrunken, leer, das Messer in der Hand ...

Ich sitze im Kajak und paddle. Die Bilder der Vergangenheit verschwinden wie der frühe Flußnebel. Die Lena liegt vor mir, glitzert in der Sonne.

Neben mir Ronald. Wir sind wieder unterwegs, konnten dem Drang nach neuen Erlebnissen, dem Versuch, scheinbar Unmögliches zu bewältigen, nicht widerstehen und haben uns auf eine Reise gewagt, die gefährlich werden könnte. Denn was damals passierte, ist bis heute unser dunkelstes Kapitel. Unausgesprochen. Totgeschwiegen. Ronald und ich kennen uns über 23 Jahre, waren die dicksten Freunde, haben fast alles gemeinsam unternommen. Vielleicht ist dies unsere Sicherheit. Doch wird das reichen? Werden wir 4000 Kilometer bis nach Tiksi

am Arktischen Ozean unterwegs sein und die Gedanken ausklammern können? Oder wird uns die Vergangenheit überrollen? Kann man verlorengegangenes Vertrauen wiedergewinnen? Wir tun seit Wochen so, als wäre die Vergangenheit tatsächlich vergangen. Schaue ich zu Ronald, sehe ich den Rivalen und nicht den Freund von einst. Ihm wird es nicht anders gehen als mir.

Wir sind trotzdem ein Team, glauben zumindest daran, daß uns ein Teil von dem, was uns stets auf den vorherigen Touren verband, auch diesmal verbinden wird.

›Reisepartner müssen ja keine Freunde sein‹, dachte ich vor der Unternehmung, und so denke ich auch jetzt, ›aber sie können trotzdem zusammenhalten.‹ Und das müssen wir in dieser schier menschenlosen Gegend auch.

Einer wird die Garantie für den anderen sein.

DAS FLÜSSCHEN LENA

Die Lena soll im Norden so breit sein, daß man von einem Ufer das andere nicht sehen kann. Launisch, kalt, und im Frühjahr, wenn das Eis taut, soll sie Dörfer und Städte überschwemmen und dabei so manches Leben auslöschen. Der Fluß gehört zu Sibirien, wo alles mächtig, gewaltig und unberechenbar scheint. Wohl nirgends auf der Welt sei der Grat zwischen schön und gefährlich so schmal wie in Sibirien, sagt man.

Dieser Freitagvormittag im Juli, zehn Tage vor der Monatswende, ist schön, und wir fühlen uns in den schnittigen Kajaks ein wenig unterfordert. Wir paddeln kaum, lassen uns mit der Strömung über kleine Wellen treiben.

Jedes der Kajaks kann bis zu 230 Kilogramm Gewicht aufnehmen. Wir haben diese Grenze ausgeschöpft. An Bug, Heck und zwischen den zwei Einstiegsluken befestigten wir die prallgefüllten Neoprentaschen. Die Stauräume sind voll mit Nahrung, Medikamenten und Werkzeug. Ronald hat seine beiden Schäferhunde Gina und Condor zu unserem Schutz mitgenommen. Der Rüde liegt in Ronalds Kajak, die Hündin in meinem. Für die beiden sind die Vorderluken bestimmt. Wir haben dort die Plastiksitze ausgebaut und den Boden mit Teppichresten bedeckt. So können die Hunde verschiedene Liegepositionen einnehmen und haben es zudem weich und bequem.

Es ist Mittag geworden. Die Sonne scheint auf uns herab, und wir paddeln inzwischen schneller. Fast so, als könnten wir die Lena in ein, zwei Wochen abhaken. Der gewaltigste Strom des Nordens ist hier nur siebzig Meter breit und erinnert uns mit seinen kleinen Zuflüssen an die

Mecklenburgische Seenplatte. Nein, hier ist nichts gefährlich.

Wir haben die Welt in Rekordzeit umradelt, wir waren mit dem Auto unterwegs nach Brunei. Immer befuhren wir dabei Hauptstraßen. Hier aber gibt es keine Straßen mehr. Die einzige befahrbare ist die Lena selbst.

Als Startpunkt für unsere Reise wählten wir den Ort Birjulka. Zwar ist der Fluß bis zu diesem Dorf schon knapp zweihundert Kilometer aus dem Baikargebirge herabgeflossen, vor Birjulka aber ähnelt er eher einem Bächlein, schmal und flach. Dennoch ist dieses »Bächlein« nicht ungefährlich. Oftmals liegen in ihm umgefallene Baumstämme, versperren den Weg, und die Strömung ist an diesen Stellen gewaltig.

Unser VW-Bus, mit dem wir von Rostock bis zu diesem Dorf fahren, steht seit gestern beim dortigen Bürgermeister. Wir suchten ihn in seinem Amt auf, erklärten ihm unser Vorhaben und fragten, ob er den Bus bis zu unserer Rückkehr in seine Obhut nehmen könne. Der Mann hatte nichts dagegen, und sein Hof bot dafür genügend Platz. Dieser Bürgermeister war mir auf Anhieb sympathisch. Ich kann nicht sagen, warum wir dem hageren Mann mit dem chronisch steifen Hals und den vielen Goldzähnen sofort vertrauten. Es war einfach so. Vielleicht lag es auch daran, daß er selbst ein wenig hilflos wirkte. Es war so ein Aus-dem-Bauch-Gefühl.

Der Bus, mit dem wir die achttausend Kilometer bis hierher fahren, ist schon sechzehn Jahre alt. Neun Tage benötigten wir für die Anreise. Eigentlich eine gewaltige Entfernung. So, als wären wir von Rostock nach Nairobi gefahren. In Rußland aber gelten für uns andere Entfernungswahrnehmungen. Rußland, das ist für uns inzwischen wie ein Stück Heimat geworden. In keinem anderen Land waren wir jemals länger unterwegs. Schon bei

der Abreise in Rostock verspürten wir deswegen ein Kribbeln im Bauch. Das war vor elf Tagen, am zehnten Juli. Unsere Eltern, Freunde und Bekannten hatten sich zu unserer Verabschiedung vor dem Rathaus eingefunden, und Rostocks Stadt-oberhaupt schüttelte uns, es ist bei unseren Reiseunternehmen schon fast eine Tradition geworden, zum Abschied die Hände und wünschte uns viel Glück. Auch eine auf russisch verfaßte Grußbotschaft an die Menschen, die wir unterwegs treffen würden, gab er uns mit auf den Weg.

Wir waren nur einige hundert Meter vom Rathaus entfernt, als es auf dem Dach des Busses knackte und knirschte. Der selbst zusammengeschweißte und verschraubte Gepäckträger, auf den wir die Kajaks montiert hatten, war zu unserem Entsetzen angebrochen. Verzweifelt steuerten wir den Wagen zurück vor unsere Haustür. Uns war mulmig zumute. Wie würde der Gepäckträger die sibirischen Monsterschlaglöcher aushalten? Wir drehten eine Menge Extraschrauben in die Konstruktion. Dann starteten wir sozusagen ein zweites Mal: Über Polen, Litauen und Lettland erreichten wir ohne Zwischenfälle die lettisch-russische Grenze. Dort mußten wir uns in eine lange Fahrzeugkolonne einreihen. Zehn Stunden dauerte es, bis wir endlich den Schlagbaum passieren konnten.

Dann aber war es wieder da, das Gefühl, in einem Land unterwegs zu sein, das größer und weiter nicht sein kann. Über Moskau und Nishni Nowgorod reisten wir in Richtung Kasan. Jeder Baum an der Strecke, die wir bereits zweimal befahren hatten, schien uns vertraut.

Hinter Kasan überholte uns ein Lada, obwohl die Straße einen Hügel hinaufführte und unüberschaubar war. Auf der Gegenfahrbahn tauchte plötzlich ein Kleinbus auf. Der Lada schleuderte nach rechts, nach links, überschlug sich fast, landete im Straßengraben. Ronald bremste, wir sprangen aus dem Wagen, liefen zum Unfallort. Vorbei an einem Verkäufer, der am Straßenrand stand, in der Hand einen

langen Fisch, den er werbewirksam vom Körper streckte, als wäre nichts passiert. Wir rissen die Fahrertür des Lada auf, der schief im Graben lag. Eine Alkoholwolke kam uns entgegen. Dem Fahrer blutete die Nase, seine glasigen Augen schauten verwirrt drein. Auch der Kleinbus stoppte. Ein großer Mann stieg aus, eilte uns zu Hilfe. Zusammen zerrten wir den Ladafahrer vom Steuer, denn der gab schon wieder ordentlich Gas, um aus dem Graben zu kommen. Scheinbar wollte er seine Fahrt fortsetzen. Der Mann zitterte am ganzen Leib. Ich kramte eine Decke aus seinem Kofferraum und reichte sie dem Betrunkenen. Er nahm sie, drückte sie ans Gesicht. Auf Zureden des Kleinbusfahrers legte er sich schließlich auf den Rücksitz seines Fahrzeugs. Als der Mann eingeschlafen war, konnten wir unsere Reise beruhigt fortsetzen. Derweil stand der Verkäufer noch immer mit dem langen Fisch in der Hand am Straßenrand, als gäbe es nichts Wichtigeres.

Gegen Abend, die Sonne stand nur noch flach über dem Horizont, erreichten wir Ufa, die Millionenstadt an der Grenze zu Asien. Von einer Brücke hing ein Kabel herab. Es streifte unsere Frontscheibe, löste einen Funkenregen und bei uns einen ziemlichen Schreck aus.

Von Ufa aus ging unsere Fahrt ohne Unterbrechung weiter auf der Transitstraße in Richtung Kasachstan. Dort, nach knapp sechstausend gefahrenen Kilometern, an der Landesgrenze angekommen, winkte uns ein kasachischer Beamter ohne zu zögern weiter. Nach einhundert Kilometern Fahrt durch diese ehemalige Sowjetrepublik erreichten wir die kasachisch-russische Grenze im Osten, und es tauchte ein Problem auf. Wie nur, so der Uniformierte, hätte uns sein Kollege ins Land lassen können? Für Kasachstan brauche man ein Extravisum, das wir aber nicht hatten. Das russische reiche nicht mehr wie früher für den Transit aus. Doch der Grenzer war freundlich, telefonierte mehrmals, fuhr wegen uns sogar in den nächsten Ort zu seinem Vorgesetzten und erreichte tatsächlich, daß wir weiterreisen

durften. Vielleicht verdankten wir es der Tatsache, daß unser Helfer am nächsten Tag heiraten wollte und er deswegen in bester Laune zu sein schien.

Der Rest des Weges bis zum Baikalsee spulte sich in einem gleichförmigen Rhythmus ab. Wir fuhren Tag und Nacht, wechselten uns beim Fahren ab und wußten, daß das eigentliche Abenteuer noch auf uns wartete ...

Wasser plätschert unter unseren Booten. Sonst ist es still. Kein Mensch weit und breit. Nur dichte Wälder und grüne Hänge, von denen einzelne Bäume wie stumme Zuschauer auf uns herabblicken.

Das Geräusch eines aufheulenden Motors zerschneidet die Stille. Der Lärm wächst an, ein langes, braunes Holzboot schießt an uns vorbei. Der hellblonde Mann am Ruder schaut mit offenem Mund zu uns herüber, und ihm steht die Frage im Gesicht geschrieben, was wir hier, in dieser gottverlassenen Gegend, wohl treiben mögen.

Sekunden später ist das Boot hinter einer Flußbiegung verschwunden. Das Heulen des Motors wird leiser und verklingt.

DER UNFALL

Vor uns baut sich eine bewaldete Insel auf und teilt den Fluß. Die Strömung nimmt zu, unsere Kajaks werden schneller. Wir hören auf zu paddeln, treiben auf den linken Flußarm zu. Täusche ich mich oder kommen uns dort Wellen entgegen? Wie in einer Vision sehe ich uns kentern.

»Nach rechts!« rufe ich zu Ronald, der im Boot hinter mir treibt. Die Insel fliegt auf mich zu. Panisch paddle ich gegen die Strömung. Es hat keinen Sinn. Ich rase einem knorrigen, schiefen, ins Wasser ragenden Baum entgegen. Warum ich ausgerechnet jetzt an die Warnung meiner Großmutter denken muß, welche meinem Vater galt, wenn er mit uns im Moskwitsch die Alleen zu schnell befuhr, kann ich nicht erklären. »Manfred! Die Bäume sind nicht aus Gummi!« höre ich sie rufen ...

Der Aufprall ist hart. Dann, eine Sekunde etwa, ist alles friedlich. Das Boot steht still. Doch kurz darauf drückt es der Strom unter den Baumstamm. Gina und ich werden aus den Luken gerissen. Ich kann nicht mehr atmen. Wo ist oben, wo unten? Ich werde hinabgezogen, schieße an die Oberfläche, ringe nach Luft. Mein Schuh klemmt in der Fußstütze. Ich tauche, taste mich am Bein entlang, suche den Klettverschluß, finde ihn, reiße ihn auf. Schnell zerre ich meinen Fuß heraus und bin endlich befreit. Sofort greift die Strömung nach mir. Nirgends kann ich mich festhalten. Ich versuche zu schwimmen, meinen Kopf über dem Wasser zu behalten. Wie ein abgebrochener Ast werde ich vom Strom mitgerissen. Kajak und Gepäck treiben an mir vorbei. Ich sehe, wie Gina das Ufer erreicht. Und während ich noch immer versuche, nicht zu ertrinken, laufen Bilder wie in einem Film in mir ab. Nicht die klassische Das-ganze-Leben-

zieht-an-mir-vorbei-Story, nein, ich sehe Ronald und mich im VW-Bus sitzen und nach Hause fahren. Stumm. Traurig. Wieder eine vermasselte Reise! In Rostock zeigen Passanten auf uns, lachen. »Schaut! Da kommen die Versager!«

Weit hinter mir erkenne ich Markus. Ich kann ihm nicht helfen. Sein Boot aber, das könnte ich retten. Es treibt an mir vorbei, und ich habe nur diese eine Chance. Mein Paddel rotiert. Das Boot ist zum Greifen nah. Ich mache meinen Arm ganz lang, bekomme den Bug zu fassen. Doch ich bin mitten auf dem Fluß, die Strömung zieht mich davon. Links von mir – das Ufer mit Bäumen, Ästen, die ins Wasser ragen. Da muß ich hin!

Mit einer Hand halte ich das Kajak von Markus fest, mit der anderen versuche ich, das Paddel zu bewegen. Tatsächlich, es funktioniert! Das Geäst naht. Ich greife einen knorrigen Ast, muß ihn wieder loslassen, fasse den nächsten, welcher daraufhin abbricht. Erschreckt halte ich ihn in der Hand. Weiter geht es. Mit der Kraft, die mir noch geblieben ist, kralle ich meine Finger um einen anderen. Hinter mir Gesträuch, das die Boote auffängt. Es knackt und knirscht. Aber wir stehen halbwegs. Zweige bohren sich in Condors Fell. Er wird nervös, bringt das Boot zum Schaukeln.

»Bleib!« befehle ich. Er folgt, trotz der Zweige, die ihn einengen, sitzt gebückt, aber ruhig vor mir. »Ein gehorsamer Hund ist ein Segen!« schießt es mir durch den Kopf. Für einen Moment fühle ich mich zwischen den Ästen und Zweigen geborgen wie in einem Nest.

Der Fluß ist flacher geworden. Keine Ahnung, wie lange ich schon durch ihn wate, über loses Gestein, nur noch am linken Fuß einen Schuh, ständig umgerissen von der Strömung, auf dem Weg zu Ronald und Condor.

Ich freue mich nicht, die beiden zu sehen. Das ganze Chaos ist mein Werk. In Gedanken sehe ich Ronald triumphieren, höre ihn sagen: »Es ist deine Schuld!« Und ich werde nicht antworten können. Ich fühle mich

niedergeschlagen, enttäuscht, müde. Meine tiefendnasse Kleidung zieht mir die Schultern hinunter. Das Wasser ist eisig. Sechs Grad hatte es am Morgen, als wir die Temperatur maßen.

Endlich ist Markus angekommen. Ich will wissen, wie es ihm geht, höre aber nur leises Bibbern. Zitternd klammert er sich an sein Unglücksboot. Das Wasser reicht ihm bis unter die Brust. Wie soll er so ins Boot kommen? Ich schaue in sein rotblau unterlaufenes Gesicht, in müde Augen. Verwirrt und nach Hilfe suchend blickt er sich um. Er tut mir leid. Zum ersten Mal seit Jahren.

Condor leckt mir übers Gesicht. Ein bißchen Trost tut gut.

Anstatt mich auszuschimpfen, meint Ronald fast sanft, ich solle versuchen, die Böschung hinaufzuklettern, welche etwa drei, vier Meter hoch und rutschig ist. Ich fasse nach einem Ast, versuche, mich hochzuziehen, verliere den Halt, falle zurück ins Wasser, probiere es wieder, obwohl ich weiß, daß es sinnlos ist. Irgendwann gebe ich auf.

Zum gegenüberliegenden Ufer! Da muß ich hin, da ist es flach und leicht, an Land zu kommen, da irgendwo ist auch Gina. Ich schaue in meine Kajakluke. Das Wasser steht bis über den Sitz. Zweige und Laubblätter schwimmen darauf. Das Boot von hier aus zu besteigen erscheint mir noch schwerer als diese Schlammböschung neben mir zu erklimmen. Aber was bleibt mir übrig? Den Kahn zum anderen Ufer ziehen? Die Strömung würde mich samt Boot fortreißen. Kälte lähmt meine Gedanken. Alles scheint aussichtslos. Und mein Gepäck treibt weiter fort von uns: das Zelt, mein Schlafsack, meine Winterkleidung ...

Wieder heult ein Motor auf, der Lärm schwillt an. Wir erkennen ein stromaufwärts fahrendes Boot und bald den Blondschoopf vom Vormittag. Unsere Rettung! Ronald ruft um Hilfe. Der Bursche steuert lässig auf uns zu.

»Unsere Taschen«, erkläre ich ihm aufgeregt und zeige den Fluß hinab, «bitte, hole sie!» Aus dem Augenwinkel

registriere ich einen erstaunten Blick von Markus, der sicher erwartete, zuerst aus dem eisigen Wasser befreit zu werden. Dann nickt er dem Blondem zu. Ohne Gepäck wäre die Reise schon heute zu Ende. Der Fremde schaut uns fragend an. Dann braust er davon.

Minuten später kehrt er mit den Taschen auf der Sitzbank zurück.

WOLJA

Die Sonne versteckt sich hinter mächtigen Wolken, als ich mich in das Motorboot hieve und auf eine Holzbank fallen lasse. Wasser rinnt an mir herab. Ich friere, klappere mit den Zähnen und halte mein Kajak, das wild auf den Wellen schaukelt, am Tragegriff des Bugs fest. »Du entwischst mir nicht noch einmal«, denke ich trotzig und erleichtert zugleich.

Ronald müht sich noch über den Fluß, als unser Retter aus dem Boot ans Ufer springt. Ich steige ins knöcheltiefe Wasser und ziehe das Kajak an Land. Danach drehe ich mich zu dem Fremden, um ihm zu danken. Doch der ist verschwunden.

Holz knackt. Kurz darauf leuchtet sein blonder Haarschopf zwischen dem Dickicht auf. Der Bursche kommt mir mit kleinen Ästen und Zweigen im Arm entgegen, wirft sie zu Boden und entfacht in wenigen Sekunden ein Lagerfeuer. Jetzt erst, nach all der Aufregung, betrachte ich den jungen Mann genauer. Er trägt eine graue Baumwolljacke, die ihm etwas zu groß ist. Seine leicht verschmutzte Hose steckt in langen, schwarzen Fischerstiefeln. Er hat kurze, struppige Haare und neugierige Augen. Ich schätze ihn um die dreißig.

Ich hocke mich ihm gegenüber an das Feuer, halte meine Hände darüber und flüstere »Danke« über die Flammen.

»Wolja«, sagt er, zeigt auf sich und reicht mir die Hand. Dann zieht er eine Zigarette hinterm Ohr hervor, zündet sie an und reicht sie mir. Ich nehme einen tiefen Zug, obwohl ich mir die Qualmerei für die Reise abgewöhnt habe. Vom Ufer her höre ich laute Atemgeräusche. Es ist Ronald. Bald hockt er sich neben mich. Und wenig später kommt auch Gina durch das Gestrüpp zu uns gelaufen. Wir sind wieder vereint.

Um uns herum Mücken und Bremsen, die es besonders auf mich abgesehen haben. Da ich nun am Körper nichts weiter als eine Unterhose trage – die übrige Kleidung soll trocknen – biete ich ihnen eine riesige Angriffsfläche. Ich springe vom wärmenden Feuer auf und schlage wild um mich. Was nützt es? Endlich finde ich in einer Tasche trockene Klamotten. Ich streife sie über. Nun fühle ich mich besser und kann auch mit Wolja plaudern.

Wie wir annahmen, ist er Fischer, so wie sein Vater und Großvater auch.

»Was soll man hier sonst tun?« klagt er und streckt uns seine rauhen, verarbeiteten Hände entgegen. Die Fischerei mache einsam. Manchmal, da rede er schon mit sich selbst.

»Vor Jahren«, berichtet er weiter, »gab es hier in der Nähe eine Werft.« Er zeigt nach Westen, wo etwa zwanzig Kilometer entfernt Katschug, der nächste Ort, liegt.

»Hier geht alles kaputt.« Er winkt ab. »Aber«, sein Blick wird wacher, »ich gehe nach Irkutsk.«

Und seine Augen blicken nach Süden, scheinen zweihundert Kilometer über die Baumkronen der Taiga, die Gipfel des Mittelsibirischen Berglands, hin zu jener großen Stadt zu wandern. Woljas weiteste Reise allerdings führte bisher nur nach Katschug, zur Kartoffelernte.

»Ich will arbeiten, Menschen um mich herum, schöne Frauen treffen ...« Seine aufgesprungenen Lippen beginnen zu lächeln. Ob seine Wünsche bald in Erfüllung gehen werden? Er wisse es nicht, aber er hoffe es. Und er habe begriffen, wie viel Hoffnung in diesem Land bedeutet.

Wolja verabschiedet sich. Wir schauen ihm hinterher. Er ist der einzige Mensch, den wir heute sahen ...

Wir schöpfen das Wasser aus meinem Kajak und machen eine bedrückende Entdeckung: Unser Fotoapparat ist verschwunden, und die Videokamera, die in einem wasserdichten, aber unverschlossenen Beutel lag, ist naß geworden. Die nächste Stadt am Fluß ist achthundert

Kilometer von hier entfernt. Bis dahin werden unsere Köpfe die einzigen Aufzeichnungsgeräte sein. Ich habe gelesen, daß Fotos und Videos die wahren Erinnerungen an eine Reise zerstören, weil sie niemals das wiedergeben, was man im Moment der Aufnahme gedacht und gefühlt hat. Man halte sich an Papierbildern fest, hinter denen die wirklichen Erlebnisse verschwinden. Ich weiß nicht, ob ich mich mit diesen Gedanken anfreunden kann.

Wir wollen den Nachmittag noch zum Weiterkommen nutzen und brechen auf. Die Lena hat uns zurück. Ein eigenartiges Gefühl, wieder im Kajak zu sitzen. Fast scheint es, als wäre nichts passiert. Vorsichtig paddeln wir weiter. Wie weggeblasen sind die Gedanken, zügiger als geplant voranzukommen. Man kann nur so schnell sein, wie es die Umgebung zuläßt.

NUDELN MIT SPECK

Am Abend sehen wir nur etwa einen Kilometer vor uns Katschug. Dieser Ort besteht aus vielen flachen und eng aneinandergereihten Holzhäusern, die wir am Ende einer großen Wiese erblicken. Über uns tiefe, dunkle Wolken. Blitze erhellen den Horizont. Dann grollt Donner.

Wir fahren die Boote dicht an das Ufer heran, damit wir uns nasse Füße ersparen können. Gina und Condor springen wie gespannte Federn aus den Luken, übergücklich, ihr »Gefängnis« verlassen zu können. Wir dagegen steigen zermartert aus den Kajaks, fühlen uns, als hätten wir den Atlantik überquert. Deswegen fällt der Schritt an das Ufer zu klein aus. Wasser und Schlamm reichen uns bis zu den Waden. Trotz der Neoprenschuhe bleiben die Füße nicht trocken. Mit der wenigen Kraft, die uns noch geblieben ist, ziehen wir die Boote an Land. Plötzlich wird mir schwarz vor Augen. Wie durch Watte höre ich Markus etwas sagen, falle dabei wie betrunken ins Gras. Markus reicht mir eine Trinkflasche. Nach ein paar Schlucken Wasser geht es mir etwas besser. Ich weiß jetzt, Paddeln ist Knochenarbeit und die Lena nicht gerade einfach zu befahren.

Nachdem Ronald getrunken hat, stemmt er sich hoch, schlurft wie ein Greis über die Wiese und sucht nach Brennholz. Auf ein Lagerfeuer freuen wir uns schon den ganzen Tag.

Unterdessen baue ich das Kuppelzelt auf, breite darin die Isoliermatten und Schlafsäcke aus und lege auch zwei mit Wasser gefüllte Trinkflaschen, unsere Tagebücher, meinen Kontaktlinsenbehälter und eine Signalfeuerwaffe für den Notfall hinein.

Schnell wird es finster. Aber die Flammen züngeln bereits, und das Holz fängt an zu glühen. Ich gehe zum Ufer hinunter und fülle Wasser in den Kochtopf. Dann kehre ich zurück, stelle den Topf auf die Feuerstelle und schütte Nudeln hinein. Gestern um diese Zeit war ich noch voller Euphorie, war gespannt auf das, was uns bevorstehen würde. Heute, nach meiner Bekanntschaft mit dem eisigen Lenawasser, ist es anders. Ich habe Angst vor dem nächsten Tag, und mich fröstelt.

Während Markus das Essen zubereitet, spanne ich für die Hunde das Tarp, ein regendichtes Stoffdach, zwischen den Kajaks auf. Danach stelle ich erst Condor, dann Gina eine Schüssel mit Trockenfutter unter die feuchten Schnauzen. Er ist größer, schwerer als Gina und zudem ein Rüde. Also will er sich auch so behandelt wissen. Ich werde mich auf dieser Fahrt vor allem um die Hunde und das Lagerfeuer kümmern. Markus soll ruhig der Koch bleiben, er macht das gut. Und das Lager richtet er auch gemütlich her. So weiß jeder, was er zu tun hat. Das erleichtert vieles. Es bleibt mehr Platz im Kopf für andere Dinge. Heute bin ich dankbar dafür, daß es morgen weitergehen kann. Es hat nicht viel zum Gegenteil gefehlt. Doch das macht mich auch unsicher. Was passiert morgen? War das ein Tag! Obwohl wir mit der Strömung fahren, mußten wir meist gegen sie ankämpfen, wollten wir nicht in einem Baum oder im Wasser landen. Die Nachmittagssonne trieb uns den Schweiß aus den Poren. Oft schrammten die Boote über Geröll. Manchmal liefen wir auf Grund. Dann mußten wir aussteigen und dabei aufpassen, daß uns die Strömung nicht die Beine wegzog oder das nun leichtere Boot. Nur Condor freute sich über solche Zwischenstopps. Jedesmal sprang er dann aus der Luke und lief um mich und das Boot, so daß keines meiner Hosenbeine trocken blieb. Oft waren die Steine so glitschig, daß Markus und ich bei diesen Aktionen ausrutschten. Hatten wir die Boote endlich freigezogen, folgte der

schwierige Einstieg. Bevor wir uns hinsetzen konnten, ging die rasante Fahrt schon wieder los. Über Markus' seltsame Kenterung möchte ich nicht nachdenken, sonst werde ich womöglich wütend auf ihn. Warum aber hatte ich einen Schwächeanfall? Ich kann es mir nicht erklären. Vor uns liegen noch so unendlich viele Kilometer. Vielleicht ist es doch besser, den Gedanken nicht zuviel Platz zu lassen.

Gina und Condor vereint genüßliches Schmatzen. Ihre Körper vibrieren. Die frische Luft macht nicht nur sie hungrig. Auch mein Magen knurrt heftig, und ich werfe Markus einen dankbaren Blick zu, als er den Kochlöffel in die Hand nimmt.

Ronald setzt sich zu mir, als ich das Nudelwasser abgieße. Ich gebe Tomatenketchup und Speck zu dem Essen und rühre das Ganze kräftig um. Danach fülle ich alles in die noch neuen, dunkelblauen Aluminiumschüsseln.

Während wir gierig das Mahl verschlingen, stelle ich fest, daß selbst ein Tag wie dieser etwas Gutes hat. Sei es nur wegen dieser Schüssel voll schleimiger Nudeln und der Wärme des Lagerfeuers. Für einen Moment legt sich ein unsichtbarer Mantel der Geborgenheit über mich. Wenn nur das verdammte Gewitter nicht wäre, könnte der Abend sogar gemütlich werden. Zu dumm, daß es uns schon erreicht hat. Hastig kratzen wir die Essenreste aus den Schalen, stopfen sie uns in den Mund und flüchten noch kauend ins Zelt. Die Hunde wollen mitkommen. Schnell zeigt ihnen Ronald ihren Unterschlupf. Schon klatscht Regen auf die Plane. Blitze erhellen die Dunkelheit. Es donnert wie aus Kanonen. Trotzdem versinke ich schnell in den Schlaf.

DIE WEGWEISER

Das Aufstehen fällt uns nicht leicht. Knochen und Gelenke schmerzen, als hätte man uns verprügelt. Es ist neun Uhr morgens. Die dunklen Regenwolken haben sich in der Nacht verzogen, und die Sonne steigt über die Baumspitzen. Es ist empfindlich kühl. Wir haben uns auf unsere Taschen gehockt, essen Brot und Konservenfisch. Hunger haben wir zu dieser Tageszeit noch nicht. Doch wir brauchen Energie.

Nach dem Frühstück verschafft Ronald den Hunden Bewegung. Er wirft einen Stock weit von sich, und Gina und Condor wetteifern darum, ihn zu fassen und zurückzubringen. Inzwischen säubere ich das Geschirr und mache anschließend eine Messung mit meiner GPS-Uhr. Das ist ein phantastisches Gerät. Drücke ich einen bestimmten Knopf, nimmt sie Kontakt zu einem Satelliten auf und zeigt mir mit einer Genauigkeit von bis zu fünfzehn Metern an, wo wir uns gerade befinden. Zusammen mit den Landkarten, die ich zu Hause an meinem Computer ausdrückte, weil wir über die Lena keine besseren Karten auftreiben konnten, kann ich feststellen, wie weit wir gestern gekommen sind. Die Uhr zeigt 26,4 Kilometer an. Das aber ist nur die Luftlinie. Die wahre Strecke, die uns um viele Biegungen und kleine Inseln führte, schätze ich auf ermutigende sechzig Kilometer. Ich rufe Ronald das Ergebnis meiner Berechnung zu, der daraufhin gewichtig nickt.

Gegen Mittag versinken wir bei dem Versuch, unsere Boote in den Fluß zu schieben, abermals knöcheltief im Schlamm. Der nächtliche Gewitterregen hat das Ufer völlig aufgeweicht. Erst fluchen wir darüber, aber dann, als Markus und ich uns gegenüberstehen, schimpfend über solch eine Kleinigkeit, lachen wir laut auf.

Die Kajaks schwimmen zur Hälfte im Wasser. Doch ehe wir einsteigen, müssen die Hunde in die Luken. Da sie keinen Schritt freiwillig in die Boote tun, heben wir sie hinein. Ein kraftraubender Balanceakt bei den glitschigen Steinen. Condor, fast fünfzig Kilogramm schwer, fällt mir zu. Ich muß mich abmühen mit ihm und sehe nach der Schlepperei puterrot aus.

Endlich haben wir es geschafft, und die Tiere sind »verstaut«. Jetzt sind wir an der Reihe. Aber wer glaubt, rein und los, irrt. Wie bei einer Turnübung schnellt ein Bein in die Luke. Während der Kajakbug schon auf dem Wasser schwimmt, scheuert das Heck noch im Schlamm hin und her. Beinahe hätte ich einen Spagat gemacht. Nun bekommt das Paddel seine Aufgabe. Es wird zum Krückstock, bohrt sich in den moddrigen Untergrund. Jetzt das andere Bein, dann wird sich hingehockt. Konzentration, nur nicht zuviel wackeln. Es ist mir ein Rätsel, wie ich meine Beine unter die enge Luke schieben soll. Dann funktioniert es doch irgendwie. Wie das allerdings der lange Markus schafft, bleibt mir ein Rätsel.

Nun legen wir die Spritzdecken, die aussehen wie Küchenschürzen, über die Luke, um »unten herum« trocken zu bleiben, stechen die Paddel in den schlammigen Grund und versuchen, die Boote freizubekommen.

Als uns das endlich gelungen ist, müssen wir verschnaufen.

Wir erreichen Katschug. Hier gabelt sich die Lena. Es gilt zu entscheiden, in welche Richtung es weitergehen soll. Einen Wegweiser sucht man selbstverständlich vergebens. Doch stehen fünf, sechs Leute auf einer Brücke, die von befestigten, schwimmenden Metalltonnen getragen wird. Mehrmals erkundigen wir uns bei den Männern nach dem richtigen Weg, während die Strömung uns weiterträgt. Keine Antwort. Nicht mal ein Schulterzucken. Wie Requisiten stehen die Männer da und starren uns an. Verstehen sie uns

nicht, oder fühlen sie sich veralbert, weil es für sie das normalste der Welt ist zu wissen, welcher der beiden Flußarme der richtige ist? Gleich liegt die Flußgabelung hinter uns. Wir verkürzen die Frage auf: »Ust-Kut?« und legen dabei an Stimmgewalt zu. Siehe da, einer der Männer läßt seinen Arm nach Norden schnellen, die Richtung, in die wir bereits treiben. Wir nicken ihm zu, sind froh, keine ruckartigen Wendemanöver veranstalten zu müssen und beeilen uns, die Köpfe einzuziehen, denn wir treiben unter der flachen Brücke hindurch, weiter, aus dem Ort hinaus ...

EINSAM ZU ZWEIT

Für den Rest des Tages verschluckt uns die Taiga, das weltweit größte zusammenhängende Waldgebiet. Um uns herum Lärchen, Tannen und Birken. Von Tieren dagegen kaum eine Spur. Vorhin stieg ein Falke in den Himmel auf. Irgendwie hatte das etwas Befreiendes. Es war wie ein Beweis dafür, daß ich mit Ronald nicht durch eine Kulisse fahre, so wie es mir die meiste Zeit vorkommt. Nun herrscht wieder Stille. Außer unseren Paddeln scheint sich hier nichts zu bewegen. Und weil wir mit den Booten nicht sehr schnell vorwärtskommen, mir ist, als hätte ich mich noch nie in solch langsamem Rhythmus fortbewegt, erweckt das den Eindruck, als wäre die Zeit träge geworden.

Ich schrecke zusammen. Condor ist aufgesprungen, schnappt nach Libellen. Wo kommen die Viecher plötzlich her? Mein Boot schaukelt wie im Sturm. Auf einmal habe ich Angst. Ein Gefühl, das Markus seit gestern besser kennt als ich. Mein Herz schlägt bis zum Hals. »Mach Platz!« fahre ich den Hund an. Der aber wendet sich hin und her.

Widerwillig folgt er meinem Kommando. Wären da nicht meine zwei Taschen, die ich genau wie Markus als Balancestütze rechts und links an die Bootsseiten geschnallt habe, hätte mich der Strom vielleicht geschluckt.

Danach kehrt wieder Ruhe ein.

Irgendwann kommt der Abend. Die Bewegungsabläufe sind schon ein wenig mechanisch geworden. Wir haben uns von Beginn der Reise an einen Rhythmus zugelegt: eine halbe Stunde paddeln, danach fünf Minuten ausruhen. Das ist wichtig, um die Muskeln zu schonen. Das Besondere hierbei: Wir kommen trotz Pausen voran. Und die Zeit auf dem Fluß wird dadurch meßbarer.

In den erholsamen Minuten treibt jeder für sich dahin. Manchmal merke ich, wie mein Blick Ronald trifft. Drei Jahre zuvor wäre selbst dieser Abstand für mich unerträglich gewesen ...

In jener Nacht steht Ronald plötzlich wie ein Geist vor mir. Wie er in meine Wohnung kam, weiß ich nicht. »Er soll verschwinden«, denke ich nur.

»Du hast geschrieen«, sagt er. »Gib mir das Messer.« Ich hieve mich auf die Beine, greife nach einem Küchenstuhl, schmeiße ihn auf Ronald. Er weicht aus. Der Stuhl kracht gegen den Mülleimer.

Die Welt dreht sich um mich. Gleich muß ich mich übergeben. Ich will ins Bad, es abschließen, allein sein. Doch Ronald versperrt mir den Weg. Ich drängle mich an ihm vorbei. Er reißt mir das Messer aus der Hand, rennt zum Fenster, öffnet es, wirft das Messer auf die Straße. Ich wanke zum Besteckkasten, um ein anderes zu holen. Ronald stößt mich weg, zieht den Kasten heraus und schleudert auch den aus dem Fenster.

Ich falle auf die Fliesen im Bad und erwache erst, als die Sonne durch die Lamellen der Jalousien auf mein Gesicht scheint ...

Die Sonne steht noch über den Birken, doch schon färbt sich der Himmel rötlich. Zeit, das Lager aufzuschlagen. Ein dumpfes Grummeln zieht durch meinen Bauch. Auch Markus sitzt vorgebeugt und mit angespanntem Gesicht in seiner Luke. Nichts wie ran ans Ufer!

Während wir uns neben einem Koppelzaun entleeren, sehen wir Holzhäuser, die einen Steinwurf von uns entfernt auf der Wiese stehen. Ich versuche, Stimmen aufzuschnappen. Doch da sind keine. Nur Mückensirren erfüllt die Luft. Und die Häuser? Die Fensterscheiben sind eingeschlagen. Eine Tür, die aussieht, als ob man ihr die